

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 22-23

Artikel: Markt und Messe in Bern
Autor: Pauli-Bodmer, Emilie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575041>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

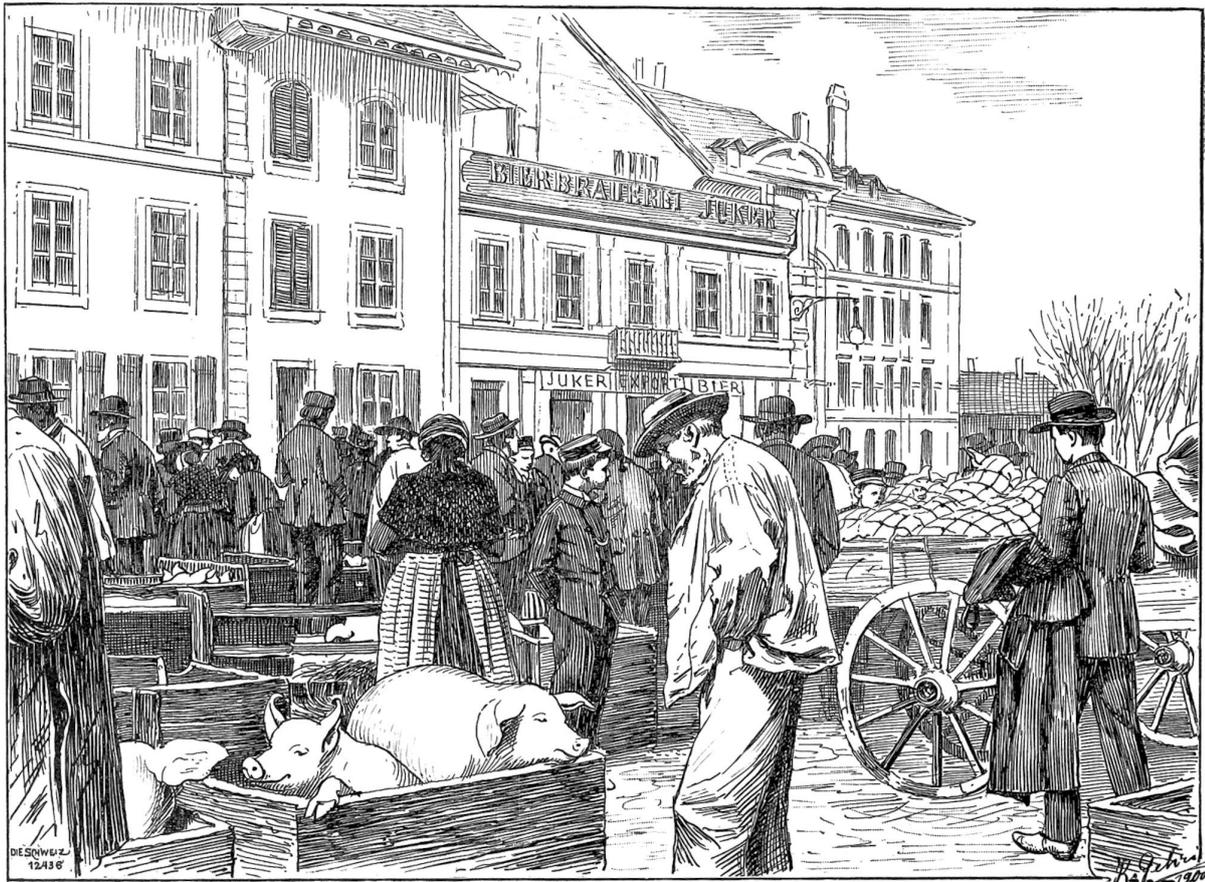
Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Geschirrmarkt („Chacheli-Märit“) in Bern.

Für „Die Schweiz“ gezeichnet
von Karl Gehri, Münchenbuchsee (Bern).



Der „Säuli-Märit“ in Bern. Originalzeichnung von Karl Gehri, Münchenbuchsee.

Markt und Messe in Bern.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Frau Emilie Pauli-Bodmer, Bern.

Mit sieben Originalzeichnungen von Karl Gehri, Münchenbuchsee.

„Bern ist doch nur Krämerstadt,“ bedauert hin und wieder jemand, der vorübergehend in unserer Stadt sich aufhält und — sich langweilt. Von Schönheitsdurstigen, die ihr Entzücken haben an steifen geradlinigen Boulevards, stücküberladenen Großstadtfassaden, lassen wir uns die „Krämerstadt“ noch lange gerne gefallen. Denn wir wissen ganz gut — und sind stolz darauf — daß Bern in seiner altertümlichen, einheitlichen, aber äußerst gefälligen Bauart unter den Schweizerstädten ebenso eigenartig und auffallend dasteht, wie mit seinen Märkten.

Neuerungsfüchtige Leute, dann auch hiesige Ladenbesitzer haben — unter Hinweis auf die Bedeutung der Bundesstadt und anderer wichtigen Gründe — schon oft vergebliche Anläufe genommen, vor allem die Messe abzuschaffen, als etwas veraltetes, nicht mehr in unsere allkluge, superfeine Zeit passendes.

Ohne ihre Märkte, und was drum und dran hängt, würde aber unsere biedere alte Nutzenstadt sicher einen großen Teil ihrer Originalität einbüßen. Wie lieblich

klingen eben unsern Berner-Ohren: „Meitschimärit, Säulimärit, Ziebele- und Chachelimärit.“

Wenn die schon anno 1481 erwähnten Märkte — der fortschreitenden Entwicklung des Gemeinwesens Gang haltend — sich auch im wesentlichen verändert haben, ein gut Teil davon ist doch geblieben.

An Dienstagen und Samstagen nimmt jede Hausfrau ihren Korb und — wenn sie's hat — ihre Magd und geht „3'Märit“. Die Dienstage zeichnen sich dann besonders durch die große Menge Landvolk aus, das herbeiströmt zu Fuß, mit der Bahn, mit Karren und Bernerwägeli.

Wie das dann hastet und wogt, stadtauf- und ab, schwagt und feilscht, stößt und tritt! In den von den Großstädtern verpönten, aber für uns bei Regen wie Sonne recht angenehmen Lauben, soll an solchen Tagen eine duftig aufgeputzte Dame nicht gehen. Der Bauer marschirt gradaus, es fällt ihm nicht ein, auszuweichen. Das setzt dann manch harten Puff und zerknitterte Rüschen ab.

In den beiden obern Hauptgassen: Spital- und Marktgasse machen sich die Gemüsefrauen an ihren gewohnten Plätzen breit, vor allen die sogenannten „Grämplerinnen“ (Vorkäuferinnen). Wehe dem bescheidenen schüchternen Kind, das sich neben ihnen aufstellen will, seine feinen saubern Kapünzlein zu verkaufen, sein weißes zartes „Sächrut“ (jungen Löwenzahn), seine „Bachbümmele“ (Bachbungen) oder die ersten lieben Weilchen. Weggejagt wird's meistens, denn es hat keinen bezahlten festen Platz, und dann steht's so allenthalben herum, ist allen im Wege und verkauft gewöhnlich nicht viel. Unterm Käfigturm steht eben so ein Blumenkind. Das schwächliche, frierende Ding hebt sich drollig-ernst ab von dem an die Mauer geklebten riesigen Plakat, auf dem in schreienden Farben die leckste, drallste Tierbändigerin prangt. Es ist der Reif gefallen auf des Kindes Blauweilchen und gelben Himmelschlüßelchen, die es feilbietet. Und seine kalten Finger halten fest das unschön gebundene Sträußchen. — — Jrgendwo im Süden die armen Blumenkinder, diese reizenden graziösen Teufelchen, struppige schwarzäugige Dirnlein der Campagna, nur halb bedeckt von elenden Fetzen — hier das einfache schüchterne Bernermeiteli, eckig in seinen Bewegungen. Und alle beide so arm und liebebedürftig!

Ein Unikum drolliger Art, das auf diese Dienstage fällt, ist der „Säulimärit“ (Schweine- und Kleinviehmarkt im allgemeinen), wie er fast unverändert vor ca. 500 Jahren bestand, und wie denn überhaupt die Viehmärkte damals inmitten der Stadt abgehalten wurden. Während dieser jetzt vor die Stadt verlegt ist, macht sich der „Säulimärit“ auf einem der größten und schönsten Plätze Berns breit. Rosenrote zarte Schweinchen grunzen da aus strohgefüllten Kisten hervor; Schafe, Ziegen, Kälbchen jeglichen Kalibers blöken, mäckern, brüllen, quieken zu den balkongeschmückten Fenstern der hübschen Häuser hinauf. Was es da Staub zu wischen und zu lüften giebt an solchen Säulitagen! Das ist die Kleinviehbörse. Der Viehhändler in der blauen Blouse handelt mit dem Bauer, vielmehr mit der ganzen Familie; Frauen und Kinder sind dabei, sie alle gehören eben zu ihrem lieben Vieh. Manch drollige Scene kann man da beobachten, des Stiftes eines Gehri und Anker würdig.

Buden stehen hier bis hinüber zum Bärenplatz. Alles kann der Bauer haben für Haus und Feld, alles für Seele und Leib; von der grell bemalten Tabakspfeife und der schwarzen Zipfelmütze bis zum ledernen Schuhbendel.

Bedächtig erhandelt dort ein „Bub“ (junger Bauer) starke Ketten für Stier und Kalb und daneben echt silberne feine Kettelein und zierliche Filigranbrotschen ans Göller seines Mädeli.

Eine ächte wahrhaftige Bauerntochter trägt kein Talmisilber, an ihr ist nichts von „Knopf“ noch von „Loeb“. So ein wohlaustraffiertes, seiden- und silberbehangenes Bernermeiteli gilt seine paar hundert Franken. Die Zeiten sind vorbei, da Vater und Mutter ihren Hochzeitsstaat auf die Kinder vererbten; manch Fünffränkler vom Emmental und Simmental wandert jetzt in die großen Bazars.

Aber wenn Mädeli was Solides will, so hat's hie-

für Gelegenheit genug in der Stadt, und mit besonderer Vorliebe geht es ins „Bauern-Louvre“ an der Spitalgasse. Der Besitzer desselben ist auch wirklich rührend nett mit seinen Landkunden; er offeriert Zigarren dem „Netti“, den Kindern kleine Porzellanfigürchen, ihre lieben Haustiere darstellend.

Da sind auf dem Waisenhausplatz neben allen möglichen Bekleidungsständen noch die Kässtände. Stramme weißbeschürzte Frauen bieten ihre durchlöcherter wohlgeschmeckende Waare feil und die „Schärfe“ des vielbegehrten Emmentalers mischt sich mit dem Duft frisch gebackener Brote, Anfeizüpfen, Wecken und Zwiebacke auf den nahen Brotständen.

Weiter drüben sind Berge von blanker Kübler- und Blechware, und die vielgefürchtete „Fitziruete“ winkt drohend unter Haufen wahrhafter Bejen, Gabeln, Rechen zc.

Neben einem Laubenspeiler sitzt ein altes Weiblein mit einem großen Korb. Es ist sein ganzer Kramladen. Am Henkel hangen — mit liebevoller Sorgfalt geordnet — ein Duzend Hosenträger, Schuhbendel und Korzettchnüre, ein paar Talmi-Kettchen und Strumpfbänder. Kaum, daß einige ärmliche Päckchen Zigarren und Zündholz den Boden des Korbes bedecken; das kostbarste sind wohl die silberglänzenden Weißblech-Fingerhüte, sorgsam auf Waite gebettet. Die Brille auf der Nasenspitze, den Mund gutmütig verzogen, still sinnend strickt emsig das Weiblein und wartet geduldig auf Käufer, und seine Herrlichkeiten baumeln im Winde, der scharf um die Ecke bläst. Gutes Frauchen! Bist auch eine so unscheinbare ehrliche, kleine Existenz wie die Kalenderfrau, die Zündhölzchen- und die Schürzenfrau, das „Kellenmannli“ und wer ihr alle seid! Für euch hat der Städter nicht Zeit und Augen. Nur hin und wieder eine Bäuerin in ihrer Bedächtigkeit horcht auf euer: „heit — er nüt nötig?“

Ein vielbesuchter Ort ist der Fleischmarkt an der Reßlergasse. Von nah und fern rücken an Markttagen die Landwexger heran und nach der üblichen Fleischschau erwarten sie ihre zahlreichen Kunden. Schon oft haben die städtischen Wexger versucht, diese famose Einrichtung wegzuschaffen; zum Heile des fleisshessenden Publikums ist es ihnen noch nicht gelungen. Kann doch die ärmste Hausfrau sich hier ein Stückchen Fleisch kaufen, darf es selbst auswählen, wo und wie's ihr beliebt und hier — wird sie nie angeschnauzt.

Liebtlich eingerahmt sind diese meist recht umfangreichen Wexgermeister von den eier- und butterverkauften Frauen und Weischi; reinlich und appetitlich zeigen sich in ihren weißkleinigen Lätzschürzen die Käse- und Ankenhändlerinnen. Und das alles reicht hinunter bis fast zum Geflügelmarkt beim Münster. Schade, daß die Kaninchenzucht nicht fleißiger betrieben wird; die hier hängenden „Chüngeli“ sind nur ein schwacher Beweis ihrer sprichwörtlichen „fécondité“.

Vom Großviehmarkt und „Chabismarkt“ sprechen wir nicht weiter; letzterer zieht an der schönen weiten Bundesgasse auf, wenn die „Köpfe reif“ sind; auch die „Käsejagd“ geht so da herum los. Und dann kommt die fröhliche Sauerkrautzeit mit Laffli, Rippeli und — Leibschmerzen!

* * *



Frühlingsmesse!
Herbstmesse! Die Ferien- und Erholungszeit der Bauern, köstliche Tage für die immer lustige, liebe Schuljugend! Vorboten dieser „herrlichen“ Tage sind die bunten Komödiantenwagen, die nach und nach auf der Schützenmatten-Aufstellung nehmen, und stets unter dem ehrfurchtsvollen Staunen, Wispern und Kichern von Dienstmädchen, kleinen Kindern und Schulbuben ihre Herrlichkeiten entleeren. Vorboten sind stramme Wispenlacherinnen (Frauen aus der Gegend vom Murtensee), die Samstags vor Beginn der Messe ihr Grünzeug meist per Bahn nach der Stadt befördern, an den beiden vorgenannten oberen Hauptgassen die Ertragnisse harter Arbeit und vielen Schweißes ordnen und mit riesigen Tüchern bedecken. Wobei sie ab und zu ihre Herberge verlassen und geschwind gucken kommen, ob alles noch so liegt, wie sie's verlassen.

Sonntag Nachmittag 2 Uhr endlich enthüllen auf der Schützenmatten die Jahrmarktsbuden ihre neuesten Weltwunder unter dem bekannten melodischen Tongewirre von Karouffel = Drehorgeln, Menagerie = Kapelle, ächtem Löwen- und Tigergebrüll, Papagei- und Kindergefreische, und zwischen durch ertönen grell und ohrenzerreißend die Ballonpfeischen der Kinder, das Räderrollen der Berg- und Thalbahnen, das stete Pfauen und Pfeifen der Lokomotiven vom nahen Bahnhof — alles für die Kinder, große und kleine!

Blumenmädchen beim Rüstturm in Bern. Originalzeichnung von Karl Gehri.



Der „Chäs-Märit“ in Bern. Originalzeichnung von Karl Gehri, Münchenbuchsee.

Indem die Herbstmesse Ende November stattfindet, kann es etwa vorkommen, daß meist alles im Schnee steckt. Aber seit die trocknen Winter bei uns Mode geworden und ein mildes Nachsommerchen seine bleichen Strahlen oft selbst bis in den November hinein wirft, machen die fahrenden Künstler und Krämer dannzumal gute Geschäfte. Dafür wettert's und stürmt's und schneit's gewöhnlich während der Frühjahrsmesse um Ostern.

Und so tutet's und trommelt's und pfeift's und spektakelt's auf eben dieser Schützenmatte oft bis spät in die Nacht, bis Mensch und Maschine heiser und wirblig sind.

Montag früh schon sind die vorerwähnten Wisitenlacherinnen bei ihren sorgsam behüteten Schätzen, ordnen noch da und dort. So liegen da in riesigen Haufen außerhalb der Lauben aufgespeichert goldgelbe Zwiebeln,

zierlich geflochten in Zöpfen, Mengen Grünzeug, Selleriewurzeln so groß wie Kindsköpfe, Büschel Lauch, Rüben, Schwarzwurzeln, auch Kastanien, Nüsse, alles zu billigem Preis. Wie das durch die Gassen wogt, stadtaufliegend und ab; der köstliche Duft gebratener Kastanien schwebt um die Nasen und um die kleinen roten und blauen Kinderballons. Kaum, daß die braven Wisitenlacher Zeit finden, sich was Warmes zu gönnen; heut dürfen sie nicht ans Essen denken, es muß alles verkauft sein bis zum Abend.

Was das Jahr über das stets geduldige Geschirr an Henkeln und Nasen eingebüßt, das wird gewöhnlich an diesem Montag (dem „Ziebelemärit“) auf dem großen „Chäselimärit“ an der „Schütte“ durch neue Häfen, Laffen und Kacheln ersetzt; dann mag's wieder halten — bis zur nächsten Messe.

So urchig und wahrhaftig Bern ist, seinen Mädeli und Breneli, seinen Biseli, Züseli, Gisi und Bethli, all seiner lebenslustigen Jungfräulichkeit vom Lande hat es sozusagen einen eigenen Ehrentag eingeräumt in der Reihe seiner wichtigen Marktstage. Er ist eine unbewußte baurische, recht sinnige Galanterie, dieser „Meitschimärit“, der jeweilen auf den zweiten Dienstag der Frühjahrs- und Herbstmesse fällt.

Früh schon kommen sie in kleinen Trüppchen zur Stadt; die meisten erst mit den Nachmittagszügen, viele in ihren Bernerwägeli. Sie machen diese Reise gerne ohne ihre Eltern, immer so eine „Kuppel“ Buben und Meitschi mit einander; die Jungfern meist in ihrer kleidsamen Tracht, das schwarze Ledertäschli oder kleine Deckelkörbli am Arm. Der Kühle halber in großen wollenen Tüchern, spazieren sie in breiter „Zeile“, lebhaft, aber leise schwagend und auf alles mit den Fingern weisend, gemächlich durch die Straßen. Die Röcke lufpend, lassen sie ihre grell roten oder blauen Unterröcke „scheinen“, auf deren Saum zierliche Ranken oder stolze Ornamente schwarz aufgedruckt sind. Neben ihren bescheidenen Kameradinnen winden sich auch großartige Bauernstöchter durch die Menge, die's mit jeder Stadtdame aufnehmen, was Aufbau der Hüte, Tragen und Mäntel

anbelangt. Jeremias Gotthelf hätte keine Freude an diesen modernisierten Bauerntöchtern. Wenn sie doch nur wüßten, wie reizend die einstige Spizenhaube und das Schwefelhütchen sie kleideten, sie trügen keine solch gräulichen Ungetüme von Hüten und Kragen über ihren schneeigen Vorhemdchen!

Koß und Wagen sind teils eingestellt, teils drängen sich auf allen Plätzen und Ecken in Reihen Bernerwägeli; die ausgeführten, dahinter angebundenen Pferde verzehren gemächlich ihr Heu und ihren Hafer. Dann trifft man sich in den heimeligen „Rüchliwirtschaften“, meist aber bei Born, Wilbenmann, Sternen u. s. w., wo man recht gemütlich sitzt und dazu was Gutes isst und trinkt; sparen thut heute der Bauer nicht. Vormittags auf dem Eiermarkt werden von vielen ihrer Töchter so schnell wie möglich die „frisch vom Huhn“ gelegten Eier noch losgeschlagen und am Nachmittag wird's erst lustig. Da findet der Bub sein Weitschi und wenn's im tiefsten Keller steckte; er führt's allenthalben umher, läßt ihm Gebratenes und Gefüchertes aufstischen. Er kramt ihm ein buntes Halstuch, eine seidene Schürze, einen Lebluchenbären, wenn's hoch kommt ein Kettelein. Geht mit ihm auf die Schützenmatte, in alle erdenklichen Schaustellungen, läßt sich von dem in Ehrfurcht ersterbenden Photographen wohl auch Hand in Hand mit seinem Mädli „abbilden“. Alles immer bedächtlich, sie haben Zeit.

Und so geht's in Lustbarkeit und Minne bis zum späten Abend, wo sie dann lieber zu Paaren heimkehren. Eine Hochzeit, mitunter auch bloß eine „Chind-

betti“ sind gewöhnlich die greifbare Erinnerung an den „Weitschimärit“.

Daraus, daß die eidgenössischen Bureaux entweder am Chacheli- oder am Weitschimärit feiern, ergibt sich das Interesse, das die Bevölkerung an diesen Tagen nimmt, allen voran selbstverständlich die Schulen.

Leider sind die Tage unserer Messe wirklich gezählt; in absehbarer Zeit wird auch sie zum alten Gerümpel wandern, wie schon längst die fahrenden Zigeunerbanden, die herumziehenden Kameeltreiber mit dem tanzenenden Brummhären und buntgekleideten, drolligen Aeffchen. Der kleine Savoyarde mit dem Murmeltier, der sonnverbrannte Dubelsackpfeifer, seine eintönige, schwermütige Melodie blasend — all dies harmlose fahrende Volk, dem wir Kinder einst meilenweit mit der Schultasche nachliefen, Mutter, Essen und Schelte vergessend. Beim ersten Drehorgelklang, wie flogen da allemal die Fenster auf und die Fünferli in die verwitterten Hüte. Traute Erinnerungen an eine herz-erfrischende harmlose Kindheit, an Zeiten und Wunderlichkeiten, von sittenstrengem Gesetz und Polizei längst als jugendverderblich abgeschafft!

Und nun ist die 14tägige Messe vorüber. Die braven staubfarbenen Straßenseen segen und lehren die Gassen der stolzen Berna rein.

Wie sie gekommen, verschwinden eine Bude, ein Komödiantenwagen nach dem andern. Fort zieht das leichtlebige Völkchen, der ärmliche Nest einstiger fahrender Herrlichkeit.

Bern geht seinen gewohnten, ruhigen Gang.

Heinrich Heine.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Stimmungsbilder aus seinem Leben und aus seinen Liedern*).

Von Louis P. Bek, Zürich.

I. Am Leidenslager des deutschen Dichters in Paris.

... Ein stillloses, unbehagliches Chambre garnie-Schlafgemach, jeder traulichen Heimeligkeit bar. Beklemmend schwüle Krankenzimmerluft. Hinter einer papiernen, spanischen Wand, am Boden, eine wulstige Masse von Matrazen und Bettwerk. Und am Kopfende, in hohe, weiße Kissen begraben, ein aschfahles, zum Erbarmen abgemagertes Gesicht. Das schmerzumschlossene Antlitz, von jahrelanger Krankheit ganz durchgeistigt, gleicht den Bildern des leidenden und sterbenden göttlichen Nazareners, wie ihn uns der Pinsel der alten italienischen Kirchenmaler dargestellt. Bleischwer hängen die paralytischen Lider über die fast erblindeten Augen herab, seine toten Augen, die das Sonnenlicht nur noch wie durch einen schwarzen Schleier sehen. Unter den Decken ein schwächtiges Körperchen — den Gliedern gleich eines kränklichen Knaben. Der so da lag, durfte wahrlich sagen: „Tiefster Jammer, dein Name ist Heinrich Heine.“ Ja, da kauerte einer, der bei lebendigem Leibe schon ausgestrichen aus dem Buche des Lebens, eine

schon dem Totenreiche verfallene, arme, unbegrabene Leiche**). Tag und Nacht auf dem wunden Rücken, fast ohne Schmerzenskraft, mit dem ewig hämmernden Gehirne, dem qualvollen Zucken und Zerren der Kopfnerven.

In meinem Hirne rumort es und knackt,
Ich glaube, da wird ein Koffer gepackt,
Und mein Verstand reißt ab — oh wehe!
Noch früher als ich selber gehe. —

In meine dunkle Zelle dringt
Kein Sonnenstrahl, kein Hoffnungsschimmer;
Ich weiß, nur mit der Kirchhofsgruft
Vertausch ich dies fatale Zimmer.

So harrete er denn,

Im Ohre schon das fatale Geschlürfe
Der Kirchhofratten und Grabmaulwürfe,

jahrelang, täglich und stündlich des düsteren Totengottes Thanatos — seit jenem Maitag des Jahres 1848, da er zum letzten Male ausgegangen, seine schon gelähmten Glieder zum Couvre schleppte, zur „hochgebenedeiten Göttin

*) Fragmente aus dem Vortrag, den der Verfasser am Heine-Abend des Geseßtrakt's Höttingen am 6. Januar 1900 gehalten.

**) Ich brauche den Leser wohl nicht erst zu belehren, daß ich mich hier und anderwärts Heines eigener Worte bediene.